

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 10 (1969)
Heft: 18

Artikel: Ehe, Familie und Liebe in den Volkdemokratien 4. Eine Hochzeitsnacht ausserhalb der Sexwelle
Autor: György, Ervin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ehe, Familie und Liebe in den Volksdemokratien

④

Eine Hochzeitsnacht ausserhalb der Sexwelle

Von Ervin György

Will man ein objektives Bild jener Zeiten (bis zum «Tauwetter») geben, muss man auch von jenem Teil der damals heranwachsenden jungen Generation reden, der sich mit jugendlichem Idealismus und Begeisterung am Aufbau einer «neuen Welt» engagierte. Von den Jungen, die sich überzeugen liessen, dass nach dem Elend des Krieges und den Grausamkeiten des Faschismus der Kommunismus die einzig richtige Alternative bietet.

Sie identifizierten sich mit den «positiven Helden» der sozialistisch-realistischen Literatur, Film- und Theaterwerke, mit denen sie überschüttet wurden. Sie betrachteten den «neuen Menschentyp», den «Sowjetmenschen», als eine Realität. Sie wollten nach den Prinzipien dieser Helden leben. Sie stellten ihre persönliche Ambitionen in den Dienst der kommunistischen Ideologie, sie gestalteten ihre Lebensformen nach den überlieferten Klischees. Liebe und Familie bedeuteten für sie nur ein Anhängsel in der Verwirklichung der Klassenideale. Sie wollten so für die Arbeiterklasse leben, kämpfen — und wenn es nötig wäre — sich opfern, wie Fadjejew's Helden im berühmten Roman «Die junge Garde». Sie verabscheuten alle Formen und Aeusserlichkeiten, Gepflogenheiten und Verhaltensweisen der vorherigen Gesellschaft und begannen mit grosser Begeisterung die neuen Lebensformen nach ihren Leitbildern zu realisieren. Die kommunistische Propaganda hatte es damals noch sehr leicht: alle Schwierigkeiten «des Aufbaus», alle Zeichen neuer Missstände wurden als natürliche Folgen des Krieges, als die Sünden der einstigen herrschenden Klassen ausgelegt oder bestenfalls mit der Ausflucht begründet, der neue Menschentyp entfalte sich noch zu langsam und «reaktionäre Elemente» übten noch einen zu grossen Einfluss auf die Gesellschaft aus. Viele Jugendliche waren geneigt, die Skepsis und Kritik ihrer Eltern, die der älteren Generation schlechthin, als «bürgerliche Ueberbleibsel» abzutun oder anzuprangern. Sie waren ja «die Generation der Versager», letztlich für die Missstände der Gegenwart verantwortlich.

In so manchen Romanen und Filmen wurden Kinder als glorreiche Helden des Klassenkampfes dargestellt, weil sie den «Klassenfeind» in der eigenen Familie entlarvten. Was Wunder, wenn es junge Menschen gab, die in diesem makabren Karneval der falschen Tugenden und des miss-

deuteten Heldentums das Böse vom Guten nicht mehr unterscheiden konnten.

Es ist unmöglich, auch nur annähernd festzustellen, in welchem Umfang die Jugend jener Jahre sich aus innerer Ueberzeugung den kommunistischen Lehren verschrieben hat. In den stalinistischen Zeiten war die Teilnahme an der Jungpionier- und Jugendbewegung obligatorisch. Nur die Kinder der «Klassenfeinde» wurden von der Teilnahme ausgeschlossen, eine Massnahme, die dem Betroffenen alle Chancen im Leben von vornherein verbauen sollte. Ich möchte aber behaupten, dass in jenen Anfangsjahren fast die Hälfte der Heranwachsenden mehr oder weniger fest an den Kommunismus glaubten und ihr Leben nach den aufgewiesenen Prinzipien führen wollten. Die Jugend musste erst handfeste eigene Erfahrungen sammeln, um ihr eigenes Urteil zu fällen, und da mussten eben Jahre kommen, die eindeutig bewiesen, welch Abgrund zwischen Propaganda und Wirklichkeit, zwischen Ideologie und Politik klafft.

Wie manche junge Leute in den vierziger Jahren ihr Leben im Sinne des «positiven Helden» gestalteten, zeigt die Erzählung eines Kommunisten, die ich vor mehr als einem Jahrzehnt aufgezeichnet habe. Ich habe am Geständnis nichts geändert — nur (aus begrifflichem Grund) die Namen. Ich will nicht behaupten, dass Andras Baratis Lebenslauf charakteristisch für seine Generation ist. Er ist aber kennzeichnend für eine Minderheit, deren ehrliche Absichten zu respektieren sind. Sein Schicksal charakterisiert die Zeit und die Schuld deren, die diese begeisterte Jugend missbrauchten.

Die Karriere eines wahren Kommunisten

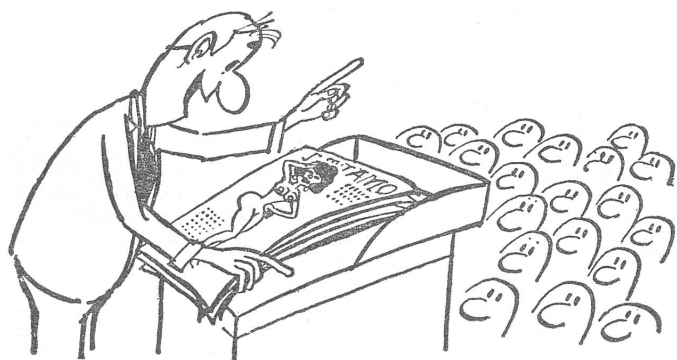
«Ich war der vierte Sohn eines armen Bauern aus der Umgebung von Klausenburg. Meine Brüder blieben auf dem Land. Unser Dorfpfarrer er-

blickte in mir eine gewisse Begabung und verschaffte mir ein Stipendium für weitere Studien. Ich kam in ein Internat und stand kurz vor dem Abitur, als 1944 unsere ganze Klasse zum Ausheben von Schützengräben eingezogen wurde. Die Russen standen vor der Stadt. Am 10. Oktober bekam auch unsere Kompanie den Befehl «Rückzug nach Westen!» Ich hatte nur Turnschuhe an meinen angeschwollenen Füessen. In der Nacht haute ich ab. Ich hatte im Westen nichts verloren. Ich lief nach Hause, meine Mutter versteckte mich hinter dem Heu im Stall. In unserem Dorf — es lag zwischen den Bergen — war die russische Befreiung fast lautlos erfolgt. Ein Bataillon zog lediglich bei hellichem Tag durch das Dorf, durchsuchte die Häuser in Eile nach versteckten Soldaten — unser Tierbestand und die Ernte waren schon von den Faschisten «liquidiert» worden —, dann zogen sie weiter. Im ganzen Dorf gab es keine Lebensmittel. Die Leute gingen in den Wald, sich etwas zu suchen. Bei uns herrschte auch das grösste Elend.

Ich begab mich auf den Weg zurück in die Stadt. Im Internat war nichts los, einige Tage lungerte ich auf den Strassen herum, dann tauchte einer unserer Erzieher auf. Er organisierte uns, einstige Schüler, sechs bis acht an der Zahl, die wir uns zusammengerottet hatten. Wir begannen mit dem Reinemachen. Der Erzieher beschaffte auch Kartoffeln und Mais von irgendwo, wir bekamen etwas zu essen. Das Leben begann sich dann allmählich zu normalisieren.

Im Januar machte ich das Abitur. Die Partei hatte ein sogenanntes «Volkskollegium» für Arbeiter- und Bauernsöhne errichtet. Dort wurde ich aufgenommen. Ich konnte weiterstudieren. Wir bekamen kostenlos nicht nur volle Verpflegung, sondern auch alle nötige Bekleidung (jich war im wahren Sinne des Wortes völlig verlumpt), Bücher und Studiengelder zur Universität. Allabendlich wurden im Kollegium Vorlesungen über den Marxismus-Leninismus gehalten. Wir Kollegisten waren alle der Partei beigetreten, wir sollten die Elite der neuen Gesellschaft werden. Wir waren voll Begeisterung. Wir sahen die Verwüstungen des Krieges einerseits und die Fürsorge der Partei andererseits, die sie für uns einfache und arme Bauern- und Arbeiterkinder aufbrachte. Wir waren von den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zielsetzungen der Partei tief beeindruckt und wollten alle unsere Kräfte aufbieten, die bestmögliche Form des Kommunismus in möglich kürzester Zeit in unserem Land zum Wohl unseres Volkes zu verwirklichen. Ich studierte Nationalökonomie.

An den Wochenenden gingen wir aufs Land, um mit den Bauern und Arbeitern der Kleinbetriebe zu diskutieren, sie zu überzeugen. Im Kolleg hatten wir heisse Diskussionsabende, wir suchten die besten Methoden für die Propaganda und Agitation ausfindig zu machen. In den Semesterferien nahm ich — wie meine Kommilitonen auch — an Parteikursen teil; später wurde ich als Instruktor zu lokalen Parteiorganisationen delegiert. Während der Semester nahm ich immer mehr an Parteiaktionen teil. Ich ging in die Betriebe und agitierte unter den Arbeitern; in den Institutionen diskutierten wir mit den Intellektuellen. Die Jahre gingen schnell ins Land, ich hatte kein Privatleben. Aber ich hatte auch kein Bedürfnis darnach. Ich war glücklich, ich nahm teil am Aufbau einer neuen Lebensform, einer neuen Gesellschaft, der besten, die es in der



Bei Andras Baratis war es gerade umgekehrt als auf dieser Karikatur von «Jesch», Belgrad: Die Hochzeitsnacht nützte er ausschliesslich zum Schlafen, weil die Parteiarbeit Vorrang hatte.

Menschengeschichte je gegeben hatte. Mein Leben war mit diesen Aufgaben erfüllt. Ich hatte ein Ziel, das mich voll und ganz begeisterte.

Ich hatte meine letzten Prüfungen noch nicht abgelegt, als ich schon zum Assistenten an der Kathedra für Marxismus-Leninismus ernannt wurde. Nun hatte ich noch mehr Arbeit, noch wichtigere Aufgaben. Den ersten Wintermantel meines Lebens kaufte ich aus meinem ersten Gehalt. Meine Garderobe war sehr bescheiden; den ersten und alleinigen Anzug, den ich von der Partei zur Zeit meiner Aufnahme in das Kolleg bekommen hatte, trug ich noch zu meinen letzten Examina.

Magda habe ich während der Dorfagitationen kennengelernt. Sie war auch Volksskollegistin, studierte Literatur, stammte aus einer Arbeiterfamilie. Sie war eine ausgezeichnete Propagandistin und gewandte Diskussionspartnerin, eine sehr zuverlässige Genossin. Sie hatte ein liebliches Gesicht, trug Schnürstiefel und graue Baumwollstrümpfe. Wir trafen uns oft auf gemeinsamen Einsätzen. Wir konnten uns in Diskussionen gut ergänzen; wenn ich mal in die Enge gedrängt wurde, sprang sie mit einem guten Argument sofort ein. Sie war sehr schlagfertig. So ist es nicht verwunderlich, dass mir der Gedanke kam, sie wäre die richtige Lebensgefährtin für mich. Wir passten ausgezeichnet zueinander, zwei arme Spatzen, aber reich an Begeisterung und revolutionärem Glauben. Nach einem Agitationsabend in einem Dorf luden uns die Genossen zu einem Tanzfest ein. Die Weinlese war soeben beendet, das musste gefeiert werden. Wir beide konnten nicht tanzen, sassen am Tisch, tranken Neuwine und plauderten über den Erfolg unseres Auftrages. Dann stellte ich ihr die Frage, ob sie es nicht für richtig finden würde, wenn wir heiraten würden. Sie wurde knallrot; es war zum erstenmal, dass ich sie verlegen sah. Sie schwieg. Der Vorsitzende des Dorfrates trat zu unserem Tisch, unser Gespräch wurde unterbrochen. Auf dem Heimweg, auf der ungehobelten Holzbank im Ladeteil des Lastwagens, sass sie neben mir. Wir schwiegen in Gedanken versunken. Kurz vor der Ankunft sagte sie mir leise, sie habe es sich überlegt und nehme meinen Antrag an.

In der nächsten Woche hatte ich im Stadtrat zu tun und ging bei dieser Gelegenheit auch ins Standesamt und meldete unsere Heiratsabsicht an. Der Standesbeamte hatte für den nächsten Mittwoch einen Termin offen. In meinem Terminkalender war die angegebene Zeit frei. Ich sagte, ich müsse noch meine Braut fragen und würde telephonisch Bescheid geben. Am nächsten Abend traf ich Magda in unserem Gemeinschaftssaal auf einer Sitzung. Sie sass aber zwischen zwei Genossinnen eingekeilt; so schob ich ihr einen kleinen Zettel zu: „Mittwoch, 11 Uhr. Einverstanden?“ Sie errötete wieder und nickte mir mit dem Kopfe zu. So stand nichts unserer Eheschliessung im Wege. Nach der Sitzung besprachen wir noch einige Einzelheiten. Wir benötigten nun ein gemeinsames Zimmer, im Kolleg konnten wir nicht bleiben. Ich sprach bei den Genossen im Wohnungsamt vor. Da wir natürlich keine besondere Ansprüche hatten und der Amtsleiter, der uns beide gut kannte, sehr hilfsbereit war, bekamen wir auch sofort eine Einweisung in das freigewordene möblierte Zimmer bei einer Bäckerwitwe. Auch dazu fand ich noch Zeit, der Witwe Bescheid zu geben, dass wir am Mittwoch einziehen würden.

Am Tag meiner Eheschliessung hatte ich von 8 bis 10 Uhr ein Seminar an der Uni zu leiten. Von dort ging ich mit einem Freund, der mein Trauzeuge sein sollte, zum Standesamt. Wir kamen zehn vor 11 an, und Magda traf kurz darauf mit ihrer Trauzeugin ein. Mit kurzer Verspätung kamen wir auch beim Standesbeamten an die Reihe; das ganze Zeremoniell dauerte kaum zehn Minuten. Im Bürozimmer standen drei einfache Schreibtische. An dem einen wurden die Neugeburten, am anderen die Verstorbenen und am dritten die Eheschliessungen registriert. An allen Tischen wurde emsig gearbeitet.

In der Nähe war eine kleine Wirtschaft. Dorthin gingen wir mit unseren Zeugen zu Mittag. Wir waren alle schlecht bei Kasse, jeder bezahlte sein Menü, eine Flasche Enyeder-Wein erstand ich allein. Wir waren gut gelaunt, heiter und zuversichtlich. Wir hatten unlängst wichtige Beschlüsse zur Verbesserung der Parteiarbeit an der Uni gefasst, und die ersten Erfolge waren schon sichtbar geworden. Natürlich freute ich mich auch mächtig, dass Magda meine Frau geworden war. Ich hatte es in kurzer Zeit wahrhaftig weit gebracht: meine Meinung wurde beachtet, man schätzte meine Arbeit, und nun hatte ich eine prächtige Genossin für das Leben an meiner Seite. Kurz nach eins brachen wir auf. Um zwei hatte ich eine Besprechung in der Parteizentrale, Magda Vorlesung an der Uni. Ich übergab ihr den Zimmerschlüssel und erklärte ihr, wie sie zu unserem neuen Heim finden konnte. Ich käme erst spät nach Hause, sagte ich ihr, da ich abends noch einer Parteisitzung in der Fabrik ‚Unirea‘ beiwohnen werde und ausserdem noch meinen Koffer aus dem Kolleg holen müsse.

Die Sitzung dauerte ziemlich lang, und es war nach Mitternacht, als ich in unser Stüblein trat. Magda schlief, sie hatte auch einen strapaziösen Tag hinter sich. Ich stellte meinen Koffer still in eine Ecke, goss Wasser in die Waschsüssel, um mich noch schnell abzuwaschen. Ich bewegte mich sehr behutsam, und es gelang mir, mich,

ohne Magda zu wecken, hinzulegen. Ich bemerkte noch, dass sie ihren Wecker auf viertel nach sechs gestellt hatte. Darüber freute ich mich, denn es war mir eben recht. Am nächsten Morgen musste ich nämlich schon um halb acht in der Uni sein: ich war an der Reihe, die tägliche Besprechung der Parteizeitung zu leiten.»

Ich möchte betonen, dass Andras Barati und seine Frau — in jedem Sinne des Wortes — normale Menschen waren. Sogar sehr sympathische junge Leute; ich kannte sie sehr gut. Nur eben lebten sie in einer trügerischen Scheinwelt des sozialistischen Realismus, den sie für die Wirklichkeit hielten. Sie wollten «positive Helden» sein und hätten es für Verrat gehalten, auch nur an einem Tag, ihrem Hochzeitstage, ihre privaten Interessen vor das Gemeinwohl zu stellen. (Uebrigens hat Magda später verraten, dass sie doch aufgewacht war, als Andras heimkehrte.)

1952 wurde Barati zum Professor für Marxismus-Leninismus ernannt. Seine Frau wurde Direktorin eines Mädchengymnasiums und Vorstandsmitglied der städtischen Parteiorganisation. Im Februar 1957 wurde Barati verhaftet und als Komplize in einem angeblichen Hochverrat zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. (Während des Ungarn-Aufstandes hatte er eine beabsichtigte Protestaktion gegen die Sowjetintervention an seinem Lehrstuhl nicht unterbunden und denunziert.) Seiner Frau wurde gesagt, wenn sie sich scheiden liesse und vom Vergehen ihres Mannes öffentlich Abstand nehme, bliebe sie von jedwelchen Konsequenzen verschont. Magda weigerte sich, ihren Mann zu verstossen. Sie wurde ihres Amtes enthoben und aus der Partei ausgestossen. Sie bestritt als Arbeiterin in einer Textilfabrik ihren Lebensunterhalt. Mit einer allgemeinen Amnestie wurde 1963 auch Barati begnadigt. Sie haben wieder bescheidenere Posten im Schulwesen erhalten. Wie ich hörte, ist ihr Eheleben sehr glücklich. Sie haben nun die Gewissheit, dass sie sich aufeinander verlassen können. Nur aufeinander. (Fortsetzung folgt)

In Kürze

Unter den Sowjetbürgern, welche wegen der laufenden Verletzungen der Menschenrechte in ihrem Land an die UNO gelangt sind, haben mittlerweile die Verhaftungen eingesetzt. In Leningrad wurde Wladimir Borissow, Mitglied der «Initiativgruppe zur Verteidigung der Bürgerrechte in der UdSSR», festgenommen und in ein Irrenhaus eingeliefert. In Charkow begann die Verfolgung gegen G. Altunjan, ebenfalls Mitglied der Initiativgruppe, sowie eine Hetzkampagne gegen die Mitunterzeichner A. Kalinowski, W. Nedebara und W. Ponomarew. Ihr Schreiben wird als «faschistischer Trick» bezeichnet.

*

Chinas Polemik gegen die UdSSR geht zuweilen seltsame, aber aufschlussreiche Wege. So hat Peking zum Beweis der «faschistischen Unterdrückung» der nationalen Minderheiten in der Sowjetunion, eine Entwicklung, die laut «Peking-Rundschau» nach Stalins Tod eingesetzt hat, ausgerechnet die jüngste Verfolgung der Krimtataren zitiert. Dabei handelt es sich bei diesen Mass-

nahmen ja um die Verurteilung von Leuten, welche die seinerzeitige Deportation der Krimtataren unter Stalin, das ursächliche Hauptverbrechen an dieser Minderheit, jetzt wieder gutmachen wollten.

Oder Peking hat zum Beweis des Schadens durch die Rekapitalisierung in der Landwirtschaft die Erosionsverwüstungen in den sowjetischen Neulandgebieten angeführt. Dabei sind das just Schäden, die ganz ausgesprochen auf die staatlich kollektive Anbauschlacht zurückzuführen sind und sich bei einer Vermischung mit den privat betriebenen «Nebenwirtschaften», wie sie in den traditionellen Kolchosen bestehen, gerade hätten vermeiden lassen.

Solche Illogizismen der chinesischen Argumentation lassen jedenfalls ersehen, dass sich die Sowjets mit ihrer Restalinisierung keine günstigere chinesische Beurteilung holen können. Peking nennt den De-facto-Stalinismus in der Sowjetunion weiterhin Verrat am Stalinismus und zusätzlich noch Faschismus und Imperialismus. Das hatte sich schon nach der Invasion der CSSR gezeigt, obwohl ja die Tschechoslowakei eigentlich unendlich viel «revisionistischer» als die Sowjetunion gewesen war.